



SUSANNE
PREUSKER

SIEBEN STUNDEN IM APRIL

Meine Geschichten
vom Überleben



PATMOS

Wenn es mir mit diesen Geschichten gelingen sollte, nur einem Menschen, der sich in einem ungewollten Leben wiederfindet, Mut zum Überleben zu machen, hat es sich gelohnt.

SUSANNE PREUSKER



Leseprobe Teil 1

Manchmal, wenn ich auf dem Balkon sitze oder rausgehe, um eine Zigarette zu rauchen, was auch im Winter viel zu häufig vorkommt, sehe ich, dass Frau Hoppe saubermacht. Frau Hoppe's Balkon liegt, von unserem aus gesehen, über Eck schräg links in der zweiten Etage und ist sehr viel kleiner als unserer, höchstens halb so groß. Auf Frau Hoppe's Balkon gibt es drei mäßig bewachsene Blumenkästen, einen kleinen Pflanzkübel mit einer vereinsamten Konifere, eine Fußmatte, daneben stets und immer ein paar dunkelgraue Hausschuhe, ganz ordentlich nebeneinander stehend, und zwei alte Holzstühle, deren weißer Lack sich von Jahr zu Jahr weiter verabschiedet. Die Stühle sind ganz akkurat links und rechts neben der Balkontür aufgestellt und verlassen, soweit ich das bislang verfolgen konnte, ihren Platz nie. Anders als die meisten der 27 Balkone unseres Innenhofs ist Frau Hoppe's nicht mit einer im Wind knirschenden Schilfmatte abgeschirmt – das würde in diesem Falle aber auch nichts nützen, weil ich so oder so von oben auf den Balkon sehe. Keine Chance, Frau Hoppe!

Frau Hoppe's Balkon wird nie von einem Sonnenstrahl getroffen, was sich durch die eigentümliche Bauweise des Gebäudekomplexes erklärt und mir wirklich leid tut, denn auf unserem Balkon scheint von mittags bis in die späten Abendstunden Sonne satt. Und unser Balkon ist recht chaotisch-wohnlich: viele Pflanzen, Strandkorb, Sonnenschirm, Holzbank, Wassertümpel. La-

ternen, pausbäckige Engel, Glaskugeln. Unser zweites Wohnzimmer, stets gern genutzt, wenn es das Wetter zulässt. Genutzt zum Essen, Trinken, Dösen, Schlafen, Lesen, Feiern, Lachen, Streiten. Und ich liebe es, grünen Nachschub aus Gärtnereien anzuschleppen. Ich liebe es, zu dekorieren und umzutopfen und zurückzuschneiden und überhaupt verfolge ich das Ziel, unseren Balkon zu dem schönsten und wohnlichsten des Viertels zu stylen. Das hilft, die Seele zu heilen. Und, im Gegenzug, macht es ein Balkon der verwundeten Seele schwerer, trübe, lange Wintertage zu überstehen.

Es gibt ein chinesisches Sprichwort: „Willst Du für eine Stunde glücklich sein, so betrinke Dich. Willst Du für drei Tage glücklich sein, so heirate. Willst Du für acht Tage glücklich sein, so schlachte ein Schwein und gib ein Festessen. Willst Du aber ein Leben lang glücklich sein, so schaffe Dir einen Garten.“ Manchmal trinke ich Rotwein, geheiratet habe ich vor gut einem Jahr, ein Festessen für Freunde mache ich selten.

Früher, in meinem alten Leben, hatte ich einen Garten.

Frau Hoppe sitzt nie auf ihrem Balkon. Auch ihre Kinder – Jungen unbestimmten Alters, zu groß für Windeln, zu klein für Pubertätspickel – habe ich noch nie auf dem Balkon gesehen. Einen Herrn Hoppe scheint es nicht zu geben. Ab und an beobachte ich Frau Hoppe, die den Balkon offensichtlich nur betritt, um das Geländer zu putzen oder Blumen zu gießen, und die sich vorher grundsätzlich die grauen Hausschuhe anzieht. Ich glaube nicht, dass sie gerne auf ihrem Balkon ist. Und nur an ganz besonders heißen Sommertagen, an denen sich die Luft im Innenhof staut, steht manchmal die Balkontür auf. Die Bewohner der Wohnung sieht man so gut wie nie, man hört kein Lachen, keine klappern-den Töpfe, keine Musik – nichts. Auch das tut mir leid.

In unserem Innenhof gibt es viele Tauben. Riesengroße, fiese, laute, unangenehme Stadttauben. Tauben, wie es sie überall auf der Welt in allen Städten gibt. Und wie überall auf der Welt ma-

chen auch unsere Tauben viel Dreck. Und dieser Taubendreck landet zum Großteil auf dem Fensterbrett von Frau Hoppe. Ich weiß nicht, warum. Ich weiß aber, dass ich noch nie Taubendreck in solchen Mengen auf unserem Balkon vorgefunden habe, so dass es sich gelohnt hätte, zu Putzutensilien zu greifen. Anders bei Frau Hoppe. Ich kann es mir nicht erklären, doch es ist nun mal traurige Tatsache, dass der Großteil der ganzen Taubenkacke – man sollte die Dinge beim Namen nennen und auf Euphemismen wie „Taubendreck“ verzichten, gemeint ist „Kacke“, dann soll es auch „Kacke“ heißen – auf Frau Hoppes Fensterbank landet. Nicht bei uns, nicht bei den anderen 25 Mietern, nein – nur Frau Hoppe hat das Problem. Leider weiß ich nicht, welcher Raum sich hinter diesem Fenster verbirgt. Aber egal ob Schlaf-, Wohn- oder Kinderzimmer – es ist nie besonders schön, auf eine zentimeterdicke Lage Taubenkacke zu blicken. Also macht Frau Hoppe regelmäßig sauber. Mit Putzlappen und gelben Gummihandschuhen. Und mit einem unglaublich verbitterten Gesichtsausdruck, der mich frieren lässt. Nein – eigentlich macht er mir Angst. Wie gesagt: keine Euphemismen! Und anzunehmenderweise schrubbt Frau Hoppe in dem Bewusstsein, diesen Vorgang alsbald wiederholen zu müssen, was vielleicht auch nicht besonders fröhlich macht.

Nun möchte ich nicht behaupten, vor Glück zu strahlen, wenn ich Taubenkacke vom Fensterbrett kratzen müsste, bei Frau Hoppe irritiert mich aber, dass sie immer so aussieht. So verbittert, unglücklich, unfreundlich. Es ist egal, ob ich ihr in der Tiefgarage oder im Treppenhaus begegne, egal, ob morgens oder nachmittags oder abends, ob sie Tüten schleppt oder ihre Söhne an der Hand hält – Frau Hoppe sieht immer gleich verbittert aus. Oder wäre „unglücklich“ zutreffender? Unterscheiden sich diese beiden Worte überhaupt? Frau Hoppe sagt auch nie „Guten Tag“, nur manchmal nickt sie knapp. Und an vielleicht besonders schlechten Tagen kann es schon mal passieren, dass sie die

Haustür direkt vor einem zuhaut. Mit Absicht, wäre zu unterstellen. Das ist Frau Hoppe.

Ich weiß nicht, welchen Beruf Frau Hoppe ausübt, ich weiß nicht, wie alt sie ist, ich weiß nicht, was mit Herrn Hoppe geschehen ist. Ich weiß nicht, wo die Liebe, deren Ergebnis zwei Söhne sind, geblieben ist oder ob es sie überhaupt jemals gab. Ich weiß eigentlich nichts von Frau Hoppe, die ich noch nie habe lachen oder auch nur lächeln sehen. Natürlich habe ich auch noch nie im Leben ein Wort mit Frau Hoppe gewechselt – wie denn auch?

Ich weiß nur, dass schräg links über Eck in der zweiten Etage die Traurigkeit und die Verbitterung wohnen. Sie sollen niemals bei mir einziehen, denn so war ich nie und so werde ich nie und so will ich nie sein. Niemand sollte so sein müssen wie Frau Hoppe. Ich beobachte Frau Hoppe seit längerem, regelmäßiger aber erst seit April des vergangenen Jahres, das heißt, ich befinde mich gerade im zweiten Sommer mit Frau Hoppe, ihrem Balkon, ihrer Taubenkacke und ihren gelben Gummihandschuhen. Diese Frau lässt mir keine Ruhe. Vielleicht wäre sie zufriedener, wenn sie von ihrer Wohnung aus den Dom sehen könnte, aber ich glaube, das kann sie nicht. Auch das tut mir leid.

Interview

Die Lektorin Heike Hermann im Gespräch mit Susanne Preusker

Liebe Frau Preusker, Ihr neues Leben, Ihr Leben nach dem Verbrechen ist jetzt zwei Jahre alt. Wie geht es Ihnen heute?

Ich habe gute und durchschnittliche und auch weniger gute Tage. An den weniger guten vermisste ich das, was ich mein altes Leben nenne, immer noch sehr, aber alles in allem geht es mir verhältnismäßig gut, zumindest deutlich besser als vor einem oder anderthalb Jahren.

In Ihrem Buch erzählen Sie von sehr privaten Dingen. Warum haben Sie sich entschieden, die Öffentlichkeit daran teilhaben zu lassen?

Zum Opfer zu werden, ist schlimm. Sich als Opfer ins Private zu verkriechen, sich zu schämen, Angst und Zukunftssorgen alleine mit sich auszutragen, ist fatal. Kriminalität und deren Folgen sind keine Privatangelegenheit. Schämen müssen sich die Täter, nicht die Opfer. Ich erhebe nicht den Anspruch, dass diese Haltung Allgemeingültigkeit besitzt – aber für mich ist sie richtig und hilfreich.

Was hat Ihnen beim Überleben geholfen?

Viele kleine Mosaiksteinchen, die zusammen ein Bild der Unterstützung und Heilung ergeben. Da gibt es so vieles zu nennen: die Liebe und die Geduld meiner Familie, die Wärme und Zuneigung meiner Freunde, der Glaube, den alle in mich gesetzt haben, meine Disziplin und mein Wille, nicht aufzugeben und Rückschritte auszuhalten, die fachkundige und zuverlässige Hilfe meiner Psychotherapeutin und meines Psychiaters – dies alles und noch viel mehr waren die Seile, die mich festgehalten haben. Und ein besonders dickes Seil muss ich noch erwähnen, wenngleich ich mich nicht zu den besonders gläubigen Menschen zähle: Ohne Gottes Hilfe hätte das alles ganz bestimmt nicht geklappt.

Ist es bei der Bewältigung des Traumas ein Vorteil, dass Sie selbst Psychotherapeutin sind?

Vielleicht zum Teil – so konnte ich meine Symptome sicher leichter einordnen, wusste, was mit mir passiert. Wusste auch, zumindest theoretisch, was dagegen zu tun ist. Andererseits empfand ich den „Abstieg“ von der Therapeutin zur Patientin als unglaublich schwer. Und ich hatte die Erfahrung zu machen, dass mir das theoretische Wissen inmitten einer Panikattacke nicht weiterhilft. Da musste ich durch – mit der gleichen Anstrengung und der gleichen Verzweiflung und den gleichen Schmerzen wie jeder andere auch.

Welche Erfahrungen haben Sie beim Schreiben des Buches gemacht?

Das Buch zu schreiben war wie ein Sog, dem ich mich nicht entziehen konnte. Ich bin regelrecht abgetaucht in dieser, meiner Geschichte. Als ich dann fertig war, stellte sich nach einiger Zeit das Gefühl ein, als hätte ich alles in eine große Kiste gepackt. Das Schreiben hat mir Distanz zu dem Erlebten gebracht. Wenn ich meinen Text heute lese, bin ich regelrecht erstaunt, auch traurig: „Mensch, das bist ja du. Das ist tatsächlich dir widerfahren.“ Manchmal könnte ich dann weinen. Und tue es auch.

Was sind Ihre Pläne für die Zukunft?

Mich freut, über diese Frage überhaupt nachdenken zu können. Mich freut, dass sie sich mir überhaupt stellt. So lange erstreckte sich meine Zukunft auf die Aufgabe, den nächsten Tag, die nächste Woche, den nächsten Monat irgendwie zu überstehen. Vielleicht werde ich eines Tages wieder als Psychologin arbeiten. Wer weiß. Im Moment kann ich mir auch gut vorstellen, Bücher zu schreiben, Geschichten zu erzählen, Menschen zu unterhalten, vielleicht zum Nachdenken oder zum Lachen zu bringen. Mal sehen, welche Wege sich noch auftun. Das Leben ist ja nicht nur schön, sondern auch ziemlich bunt. Gott sei Dank.

Vielen Dank für das Gespräch und für Ihr mutiges und spannendes Buch.

Leseprobe Teil 2

Es kann überall auftreten – beim Einkaufen, beim Tanken, im Gespräch mit anderen Menschen, wobei völlig bedeutungslos ist, ob es sich um Bekannte oder Fremde handelt. Es kann auftreten im Restaurant, in meiner Wohnung, beim Sport, manchmal auch, aber das ist eher die Ausnahme, wenn ich ganz alleine bin. Es kündigt sich nicht an. Es ist plötzlich da, bleibt Minuten, manchmal auch eine Stunde oder länger. Und es macht Angst. Immer.

Ich nenne es das Watte-Gefühl. Natürlich gibt es für dieses Gefühl, das keines ist, sondern eher ein Zustand, auch einen Fachausdruck. Aber erstens tut der an dieser Stelle nichts zur Sache, zweitens ist er nicht hilfreich und drittens von Leuten erfunden, die etwas zu benennen hatten, das ihnen nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur aus Berichten von Patienten bekannt war. Ich bleibe also bei meinem Begriff, bei dem, was ich mein Watte-Gefühl nenne.

Ich will versuchen, es zu beschreiben: Eine Wand aus sehr stabiler Klarsichtfolie schiebt sich zwischen mich und meine Umwelt. Die Folie ist nicht schalldicht, ich höre, was gesprochen wird, ich höre alle Geräusche, sie sind klar und deutlich und doch seltsam gedämpft. So, als sei ich, bereits von Folie umgeben, noch in Watte eingepackt. Die Watte ist ebenfalls durchsichtig, ich sehe alles, was um mich herum passiert, gleichzeitig sind die handelnden Personen und meine Umgebung nicht erreichbar. Mein Blick verändert sich. Ich kann mich nur noch auf ein Bild konzentrieren, überblicke keine komplexeren Zusam-

menhänge mehr. Ich bin isoliert in meinem Folie-Watte-Paket und wundere mich, dass das niemandem auffällt. Ich kann sprechen – „Ich zahle mit EC-Karte“ – und meine Stimme klingt gedämpft und so, als käme sie nicht von mir, als spräche jemand anderes meine Gedanken aus. Alles ist irgendwie unwirklich. Ich weiß, dass es nur ein kleiner, leichter Schritt ist, um meinen Körper zu verlassen und mir selber von außen zusehen zu können. Ich weiß auch: Wenn ich das zulasse, verliere ich den Verstand. Ich werde dann nie wieder in meinen Körper, zu mir zurückkehren können. Dieser Zustand macht mir unglaublich große Angst. Anfänglich blieb mir nur die Flucht, weg, weg, weg, schnell weg. Wie bei einem Panikanfall, aber ich musste sehr schnell feststellen, dass weder Folie noch Watte einen Notausgang besitzen. Wenn ich weggegangen bin, habe ich alles mitgenommen. Es klebte an mir: die Folie, die Watte, die Vorstellung, gleich den Verstand zu verlieren. Wenn es dann wieder verschwunden war – ganz von alleine, mit Fluchtversuch oder ohne, ich hatte jedenfalls nichts damit zu tun – war ich müde, erschöpft, traurig. Und hilflos. Und hatte Angst vorm nächsten Mal. Denn dass es ein nächstes Mal geben würde, war klar. Es gibt immer ein nächstes Mal. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mit dem Watte-Gefühl umzugehen hatte. Woher denn auch? In meinem alten Leben gab es das nicht ...

Leseprobe Teil 3

... Gegen 17.10 Uhr – ich erinnere mich an die Uhrzeit, weil ich um 17.30 Uhr einen privaten Termin hatte – kommt K. in mein Büro und sagt, er möchte mit mir sprechen, ob ich morgen oder am Donnerstag da sei. Ich sage ihm, im Moment hätte ich keine Zeit und an den nächsten beiden Tagen sei ich voraussichtlich sehr beschäftigt, ich würde aber versuchen, einen Gesprächstermin einzurichten, ansonsten stünden sein Coach, der Bedienszte R. sowie mein Vertreter Herr J. zur Verfügung. K. steht in der Tür, diese ist angelehnt und er macht keine Anstalten, mein Büro zu verlassen. Ich bitte ihn erneut, nun energischer, mit Hinweis darauf, ich müsse nun wirklich gehen, mein Büro zu verlassen. K. wirkt immer noch unauffällig.

Ich stehe auf, gehe auf ihn zu, um ihn nunmehr zum Gehen zu bewegen. Daraufhin erfolgt sofort der Angriff. Es ist 17.15 Uhr, das weiß ich, weil ich im Gehen auf meine Armbanduhr geschaut habe. K. hält mich fest und hält mir ein Messer an den Hals: „Sie geben mir jetzt Ihren Schlüssel!“

Es kommt zu einem Kampf, währenddessen ich versuche, das Messer abzuwehren und gleichzeitig die Herausgabe meines Schlüsselbundes, der mit Kette und Schlüsseltasche an meinem Gürtel befestigt ist, zu verhindern. Ich habe das Messer die ganze Zeit an meinem Hals, K. hat mich im Schwitzkasten und kündigt an, mit der geballten Faust in mein Gesicht zu schlagen. Der Satz „Jetzt reicht's mir aber! Schlüssel her, sonst schlage ich zu. Gleich schlage ich zu!“ fällt. K. ist sehr zornig. Mehrfach fällt der Satz: „Schlüssel her und keinen Mucks!“ Ich blute an drei Stellen,

an denen er mich mit dem Messer verletzt hat: linke Wange, rechte Daumenbeuge, linker Unterarm. Es kann aber auch sein, dass ich angesichts der massiven Angriffe mit dem Messer auch an anderen Stellen geblutet habe.

Nach vielleicht mehrminütigem Kampf hat K. meinen Schlüsselbund im Besitz und fragt, mit welchem Schlüssel die Tür aufzuschließen sei. Ich zittere und kann mich nicht erinnern, welches der passende Schlüssel ist. Ich habe Todesangst. K. ist aufgebracht, wütend, nervös. Mir ist bewusst, dass ich keine Möglichkeit habe, der Situation zu entkommen. K. findet den richtigen Schlüssel und verschließt die Tür.

Er fesselt mir die Hände vor meinem Körper mit mitgebrachtem Klebeband. Er fängt an, ein oder zwei kleinere Schränke vor die Bürotür zu schieben und sie aufeinanderzutürmen. Irgendwann wird die Türklinke von außen bewegt. K. weist mich an, den Bediensteten zu sagen, sie sollen von der Tür wegbleiben. Irgendwer versucht von außen, die Tür aufzuschließen. K. zeigt mir eine Flasche Sekundenkleber, die er mitgebracht hat. Er sagt: „Wenn Sie schreien, klebe ich Ihren Mund mit Sekundenkleber zu. Wissen Sie, was dann passiert?“ Ich antworte nicht. Er wird lauter: „Wissen Sie, was dann passiert. Antworten Sie!“ Ich sage: „Ja.“ Zu dem Zeitpunkt sitze ich mit gefesselten Händen auf meinem Arbeitstisch, direkt neben der Tür. Messer und Flasche mit dem Kleber liegen in seiner Reichweite.

K. sagt sehr selbstzufrieden, er hätte das Messer schon lange in seinem Haftraum versteckt. Den Sekundenkleber habe er über den Versandhandel bezogen. Zur Herkunft einer weiteren Kleberflasche, die er mir später noch zeigen wird, sagt er die ganze Zeit nichts.

K. verbarrikadiert die Tür weiter. Ich erinnere mich, dass ein Anruf aus dem Stationszimmer kam. K. weist mich an, diesen entgegenzunehmen. Ich weiß nur noch, dass es der Bedienstete M. war. Ich weiß nicht mehr, was ich mit ihm gesprochen habe. K.

stellt weitere Schränke vor die Tür und versucht, den großen Aktenschrank auch vor die Tür zu schieben. Das misslingt. K. nimmt eine große Papierschere von meinem Schreibtisch, steigt auf einen Stuhl und versucht, Schrauben zu lösen, mit denen der Schrank vielleicht befestigt ist. Er fragt mich, ob dies der Fall sei. Ich antworte, dass ich das nicht wisse. K. turmt dann weitere Schränke, auch einen Stuhl vor der Tür auf und befestigt den Schlüssel, der noch im Schloss steckt, mit einem mitgebrachten Band, vielleicht einem Schnürenkel.

K. knebelt mich mit meinem Schal. Er bindet den Schal zunächst um meinen Hals und über den Mund, dann drückt er auf meinen Kiefer und öffnet mir gewaltsam den Mund, um den Schal ganz tief hineinzuschieben. Ich habe panische Angst zu ersticken, keine Luft mehr zu bekommen. Mir wird schlecht und schwindelig. Ich weiß, dass sein letztes Opfer an seiner Knebelung erstickt ist. Ich bin fest davon überzeugt, gleich zu sterben. Ich habe Angst, mich übergeben zu müssen und an meinem Erbrochenem zu ersticken. Das Messer und die Flasche mit dem Sekundenkleber liegen direkt in seiner Reichweite. K. zeigt mir eine weitere Kleberflasche, einen Plastikbehälter mit langer, sehr dünner Kanüle. Er sagt, damit könne man direkt in die Venen spritzen. Er sagt: „Wissen Sie, was das bedeutet?“ Ich nicke ...

Susanne Preusker ist Diplom-Psychologin und Psychotherapeutin. Sie war Leiterin einer sozialtherapeutischen Abteilung für Sexualstraftäter in einem Hochsicherheitsgefängnis. Sie lebt in Straubing und Magdeburg.

Susanne Preusker
Sieben Stunden im April

Meine Geschichten vom
Überleben

Format 14 x 22 cm
ca. 160 Seiten
Hardcover mit Schutzumschlag
ca. € 18,90 [D]
€ 19,50 [A]
sfr 28,90
ISBN 978-3-8436-0038-5
WGS 1971

Erscheint im
September 2011



April 2009: Zehn Tage vor ihrer Hochzeit erlebt Susanne Preusker eine Katastrophe. An ihrem Arbeitsplatz, dem Hochsicherheitsgefängnis in Straubing, wird die Gefängnispsychologin von einem inhaftierten Sexualstraftäter sieben Stunden eingesperrt, mit dem Tode bedroht und vergewaltigt. Mit erzählerischer Präzision schildert Susanne Preusker das Unvorstellbare, die Todesangst, aber auch, wie sie nach dem Trauma überlebt hat.

Ein mutiges Buch, das einen schon nach wenigen Seiten in seinen Bann zieht!

**Patmos Verlag
der Schwabenverlag AG**

Senefelderstraße 12
D-73760 Ostfildern
Postfach 4280
D-73745 Ostfildern

www.patmos.de
